

# Deutscher Pazifismus – Ein gescheiterter Emanzipationsversuch

von *Dietrich Harth*

## 1

Wer für den Frieden ist, ist nicht sogleich auch ein Gegner des Krieges. Es gibt genug Beispiele für Befürworter des Krieges, die uns weismachen wollen, der Friede bedürfe des Schutzes durch den Krieg. Wer hat noch nicht den Satz gehört: Nur die Bedrohung durch die Waffen der einen wie der anderen Seite verhindere den Ausbruch von Feindseligkeiten, Kriegsrüstung garantiere den Frieden? Man braucht diesen Satz nicht logisch zu zerpfücken, um einzusehen, daß er auf greuliche Weise schießt. Denn er blickt mit einem Auge auf die Abwesenheit von Gewalt und mit dem andern wünscht er sie herbei.

Wie sieht die Realität aber aus, wo läßt sie erkennen, daß Friedenswünsche nicht nur traurige Illusionen sind? Der Realist wird antworten: Die Macht der Waffen, man kann sie anfechten, aber sie ist da, „Abschreckung“ ist das sicherste Mittel, um die Gegenseite von Kriegsgelüsten abzubringen. Aber was ist das, die „Macht“ der Waffen? Liegt diese Macht nicht in den Händen derer, denen sie delegiert wurde, die sie von amts wegen innehaben? Bei den Mächtigen also, denen wir, als wir sie wählten, einen zweckmäßigen und rechtlichen Umgang auch mit der Macht der Waffen zutrauen wollten? Aber was ist, wenn sie ihre Macht gar nicht souverän handhaben können, wenn sie sich – vielleicht sogar mit unserer Billigung – tiefer und tiefer in die Abhängigkeit von Mächtigeren begeben? Und wenn die Mächtigeren den weniger Mächtigen eine Rüstungspolitik aufzwingen, der manche von diesen zwar nur halbherzig zustimmen, aber der sie dennoch, einem ominösen Zwang der Umstände gehorchend, folgen? Nehmen wir an, es ist so; müssen sich dann nicht unsere Friedensappelle an die Mächtigeren richten, müssen sie dann nicht an den Stellen demonstriert werden, an denen diese souveränitätsbeschränkende Macht in unübersehbarer Weise gegenwärtig ist?

Die Gerichtsentscheidungen um Mutlangen verneinen das. Sie deuten die Appelle, diese symbolischen Handlungen des Widerstands, in Gewalt um. Denn „Nötigung“ ist eine Form von Gewalt, die wir im zivilen Umgang miteinander rechtens verabscheuen. Aber wie läßt sich das als Maß auf eine so unzivile Tat wie die Einrichtung eines Waffendepots anwenden? Sei Realist, fordere der Realpolitiker den Kriegsgegner auf. Gewiß, so fährt er fort, unsere Freiheit ist nicht in vollem Maß souverän, aber wir werden sie ganz verlieren, wenn du die Schutzmacht vertreibst. Klingt das nicht wie eine Drohung? Besteht die Realität nur aus diesem entsetzlichen Entweder-Oder? Der Staatsanwalt, der im Namen der

„Abschreckung“ für Verurteilung plädiert, ist um Antworten nicht verlegen. Aber was ist mit dem Richter, der wie ein Automat seine Urteile auf ein veraltetes und unpassendes Recht stützt? Man möchte ihm zurufen, daß er es sich ebenso schwer machen sollte wie der Kriegsgegner, der, um die Mächtigen an ihre moralische Verantwortung zu erinnern, den zivilen Gehorsam aufkündigt.

## 2

Die aktuellen Fragen sind nicht die Fragen von gestern. Zwischen den Pazifisten der Weimarer Republik und den Kriegsgegnern von heute liegen Welten. Der heute unter Anklage gestellte Kriegsgeist ist ein anderer als der zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Er ist anonym, von einer Technik verstellt, die ideologiefrei erscheint und zugleich zerstörerischer ist als alles frühere. Die „Gehäuse der Hörigkeit“ (Max Weber), in denen ein Großteil des sozialen, ökonomischen und politischen Lebens sich abspielt, sind heute anders besetzt als damals; für Krisen ist das Management besser gerüstet. So seltsam es klingt, die Kriegsdrohungen heute wirken sinnloser als die von damals. Denn was sich früher noch leicht verdrängen ließ, weil es wie eine vorübergehende Seuche erschien, das steht heute jedem vor Augen, der nüchtern zu urteilen vermag: *Krieg ist Selbstzerstörung*. Im vollen Bewußtsein dieser Tatsache vermeidet das Krisenmanagement jeden offenen Militarismus.

Den Pazifismus zwischen den Weltkriegen zu beschreiben heißt auch, über den Militarismus zu schreiben. Denn jener verstand sich nicht nur als allgemeine, von Utopien lebende Bewegung, sondern besaß in diesem den natürlichen und keineswegs ohnmächtigen Gegner.

Es ist nicht leicht und vielleicht sogar falsch, den Weltkrieg auf zwei, drei Ursachen zurückzuführen. Nicht zu übersehen ist indessen der Anteil militaristischer Gesinnung an dem, was man schon damals mit einer pseudoreligiösen Vokabel „Kriegserwartung“ nannte. Etliche Zeitzeugen glaubten rückblickend in einer vor allem in Deutschland grassierenden kulturellen Langeweile den Grund für die bald überschäumende Kriegsbegeisterung zu sehen. „Eine ungeheure Flaute“, notierte 1918 Robert Musil, „lag über Europa [...]. Religion tot. Kunst und Wissenschaft eine esoterische Angelegenheit, Philosophie nur als Erkenntniswissenschaft betrieben. Familienleben zum Gähnen (aufrichtig gestanden!), Vergnügungen lärmend, wie um sich vor dem Einschlafen zu schützen. Fast jeder Mensch ein Präzisionsarbeiter, der nur ein Paar Handgriffe auszuführen weiß. Dabei jeder durch Zeitung, Eisenbahn in den Mittelpunkt der Erde gesetzt ohne etwas damit anfangen zu können. Politik ein Kleinverschleiß von gewesenen Ideen. [...] Dieser Mensch von 1914 langweilte sich buchstäblich zum Sterben!“ (Musil, 1981, 1343f.). Aber der Krieg war nicht die Folge einer adventistischen Erwartung noch das Umschlagen der kulturellen Langeweile ins „Abenteuer“, noch brach er unversehens als Schicksal herein. Der Krieg war vorbereitet (Fischer 1979a). Und das nicht nur rüstungs- und außenpolitisch, sondern auch durch ein enormes Manko an Friedensgesinnung, dessen Kehrseite der Militarismus war.

Das wilhelminische Deutschland besaß alle Merkmale einer autoritären Gesellschaft. Die offizielle Staatsdoktrin, die den status quo mit allen Mitteln erhalten wollte, setzte auf eine Militarisierung der Lebensformen, deren prägende Kraft bis über das Ende des Kaiserreichs hinaus andauerte. Der Offizier besaß nicht nur im Heer eine bevorzugte Stellung, er war für den Zivilisten unerreichbar und die Verkörperung eines übersozialen Ehrstandpunktes. Wer ihm als Zivilist gegenübertrat, verfiel automatisch in die Haltung des „Untertanen“. Die soldatischen Tugenden – Mut, Ehrgefühl, Kaiserstreue und Opferbereitschaft – waren die des Offiziers. Vor ihnen schrumpfte, wie sich noch an Ernst Jüngers frühen Büchern ablesen läßt, die zivile Welt auf die schwächlichen Umgangsformen des Schachers und des Geschwätzes. Im wilhelminischen Deutschland begann der Mensch erst mit dem Offizier, eine Tatsache, die der Historiker Ludwig Quidde schon 1893 in einer Anklageschrift gegen den *Militarismus im heutigen Deutschen Reich* öffentlich angeprangert hat.

### 3

Militarismus und Offiziersmentalität imponierten nicht nur nach außen. Für die Monarchie stand der innere Feind links. „Erst die Sozialisten abschießen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig, per Blutbad,“ befahl Wilhelm II. um die Jahreswende 1905/6 seinem Kanzler Bülow, „und dann Krieg nach außen“ (zit. nach Fischer 1979a, 25). Von Heer, Disziplin, Sozialmilitarismus und absolutem Gehorsam versprachen die Herren sich Schutz vor dem „roten Gespenst“. Noch 1912/1913, nach dem Wahlsieg der SPD, ging die Furcht vor der Linken in Rüstungsdebatten und -pläne der Regierung ein (Wehler 1975, 160). Zwischen 1892 und 1910 wurden die Rüstungsausgaben verfünffacht – eine exorbitante, bis dahin unbekannte Steigerung, die auch der Schwerindustrie eine neue politische Rolle zuwachsen ließ. „Alarmbereitschaft!“ lautete die Parole nach innen und außen, und der einzelne hatte vor ihr geradezustehen wie das ganze Volk. Sich der Gewalt dieser Parole zu entziehen, schien fast unmöglich. Sie schlich über die Kantoreks und Wittigs in die Köpfe der Schüler und überredete sogar die Linke, sich von der Militarismuskritik des Genossen Liebknecht zu distanzieren.

Die Kritik am Militarismus war nicht von vornherein gleichbedeutend mit pazifistischem Engagement. Im Gegenteil, es gab Stimmen – wie etwa die von Carl Bleibtreu und später die von Ernst Jünger –, die den Preußenmilitarismus kritisierten, um den Krieg, den sie als anarchische Steigerung heroischer Lebenskunst mißverstanden, aus den Fesseln der Organisation zu lösen (Bleibtreu 1910; Jünger 1922). Die linke Militarismuskritik stand von Anfang an dem Pazifismus nahe, ohne jedoch den Bürgerkrieg als Mittel des politischen Umsturzes zu ächten. Diese Zweideutigkeit blieb als unbequemes Erbe vielen Pazifisten der Weimarer Zeit erhalten.

Das Programm eines linken Antimilitarismus wurde lange vor dem August '14 formuliert. Karl Liebknecht verlangte die „Beseitigung des Heeres in jeder Form“ und versprach sich davon den Zusammenbruch des Sozialmilitarismus (zit. nach Geyer 1978, 38). Mit eindringlicher Schärfe untersuchte Rosa Luxemburg die

Strukturen der Klassengesellschaft und stieß auf den inneren Zusammenhang von Militarismus, Kapitalismus und Imperialismus. Das Kapital, schrieb sie, tritt dem Arbeiter als eine „soziale Macht“ entgegen, die ihre Stärke den „unaufhörlichen technischen Umwälzungen“ und dem „unaufhörlichen Wachstum der Ausgaben“ für Rüstung verdankt (zit. nach Geyer 1978, 39). Der Aktualität dieser Aussage ist wenig hinzuzufügen. Ihre historische Wahrheit mag aber auch erklären, warum die linke Militarismuskritik praktisch folgenlos geblieben ist. Sie scheiterte nicht nur am Untertanengeist und der damit verschwisterten Furcht vor dem „roten Gespenst“. Je mehr Rüstung, desto mehr Industriearbeit – so lauteten die Gleichungen – je mehr Industriearbeit, desto effektiver die sozialpolitische Kontrolle der Arbeiterschaft. Dem Arbeiter, den die Rüstungsindustrie ernährte, erschienen nicht diese Gleichungen, sondern ihre linken Kritiker als Menetekel.

Während links und rechts noch über Militarismus und Antimilitarismus gestritten wurde, arbeitete der General Schlieffen – das war 1912 – bereits klammheimlich an jenem strategischen Plan, der im Sommer 1914 den deutschen Vorstoß nach Westen bestimmen sollte. Es blieb nicht bei diesen stillen Vorbereitungen. Der „oberste Kriegsherr“, der Kaiser, regte fast gleichzeitig die propagandistische Mobilmachung seiner Untertanen an. Seit der Balkankrise im Herbst 1912 beschleunigten die Deutschen den europäischen Rüstungswettlauf. Das kam gerade recht, denn die Kriegsziele waren längst beschlossen: Niederwerfung Frankreichs – deutsche Hegemonie in Mitteleuropa – „Erwerb“ eigener Kolonien.

Der Militarismus hatte also genug Stoff für sein Raubtiergebiß. Und der Lyriker Alfred Lichtenstein, im September '14 an der Somme gefallen, gab ihm den passenden Text ins Maul:

*„Wäre doch endlich ein Krieg  
Mit blutigen, brüllenden Winden.  
Das gewöhnliche Leben  
Hat für mich keine Reize.“*

*(Die Aktion, 5.2.1912)*

4

Der Europäer vor 1914 war an den Lärm der Kriegstrommel gewöhnt: 1911 der türkisch – italienische Krieg, 1912–13 die Balkan-Kriege. Ähnlich wie heut war der Krieg ein Thema des Tages. Die Künste hatten sich seiner angenommen. Der Futurismus schwärmte von einer Ästhetik des Krieges, der Expressionismus bauschte ihn zur Metapher des Aufbruchs auf. „Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen./ Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen“ dichtete ahnungsvoll Ernst Stadler (*Der Aufbruch*, 1914). Apokalyptische Zerstörungsvisionen waren Mode in Poesie und Malerei (Ludwig Meidner, Jakob Steinhardt u.a.). Max Klingers Radierung „Krieg“ (aus dem Zyklus *Vom Tode* von 1911) zeigt in der unteren Bildhälfte einen Zug geschlagener Soldaten,

der aus dem Bild in Richtung Betrachter zieht, darüber, auf einen Horizont brennender Siedlungen gelagert, die gigantische Allegorie des Krieges, das Schwert in der Hand, schwarzer Rauch den Himmel verdunkelnd. Hier ist der Krieg als Schicksal ins Bild gebracht und wirkt beinahe wie eine Illustration zu Georg Heyms im selben Jahr geschriebenem Gedicht *Der Krieg*:

*„Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,  
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.  
In der Dämmerung steht er, groß und unbekannt,  
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.*

[...]

*In die Nacht er jagt das Feuer querfeldein,  
einen roten Hund mit wilder Mäuler schrein.  
Aus dem Dunkel springt der Nächte schwarze Welt,  
Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.*

[...]

*Aber riesig über glühnden Trümmern steht,  
Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht  
Über sturmzeretzter Wolken Widerschein,  
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,  
Daß er mit dem Brande weiß die Nacht verdorr,  
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.“*

(*Umbra vitae*, 1912)

Mit diesen Bildern griffen die Künstler noch auf allegorisierende Überlieferungen zurück, die den Krieg als Fatalität deuteten. Noch fehlte die Erfahrung des neuen, von Triumpfen der Technik begleiteten Krieges. Die gedichtete Vision vom Untergang der alten Gesellschaft atmete den Geist der Religion.

Als dann im Sommer '14 die „blutigen, brüllenden Winde“ losbrachen, da steigerte sich das Pathos in einem Maß, dessen Vernunftwidrigkeit man nur noch mit Entsetzen registriert. Es war nicht das Pathos des Untergangs, sondern das Siegesgeheul des Militarismus, das von den Kanzeln, Kathedern und aus Kanzleien schmetternd, einen nationalen Kriegsrausch entfesselte. Besonders taten sich darin die Professoren hervor. Im Oktober '14 entrüsteten sich die Hochschullehrer des Deutschen Reiches über die in der Feindpropaganda übliche Scheidung zwischen dem „preußischen Militarismus“ und dem „Geiste der deutschen Wissenschaft“: „Der Dienst im Heere macht unsere Jugend tüchtig auch für alle Werke des Friedens, auch für die Wissenschaft“ (*Aufrufe*, 49). Selbst die Schuld für kommende Zerstörungen wurde bereits zu diesem Zeitpunkt professoral dekretiert. Die Vernichtung kultureller Werte durch deutsche Truppen, so hieß es in einer Kundgebung, geschehe nur aus „der bitteren Notwehr des Kampfes“, die eigentliche Schuld träfe diejenigen, die den Krieg angefacht hätten, und das seien die Feinde im Westen (*Aufrufe*, 53). Die deutsche Apologie des Krieges war voll irrationaler Inbrunst. Wer nüchtern urteilte, galt schon als Landesverräter. „Es ist wahr“, schrieb Thomas Mann in seinen berühmten *Gedanken zum Kriege*, „der deutschen Seele eignet etwas Tiefstes und Irrationales, was sie dem Gefühl und

Urteil anderer, flacherer Völker störend, beunruhigend, fremd, ja widerwärtig und wild erscheinen läßt. Es ist ihr ‚Militarismus‘, ihr sittlicher Konservatismus, ihre soldatische Moralität, – ein Element des Dämonischen und Heroischen, das sich sträubt, den zivilen Geist als letztes und menschenwürdigstes Ideal anzuerkennen“ (*Essays*, 36).

Die innenpolitischen Folgen des Kriegsrausches waren wohl kalkuliert. Der Kaiser verkündete, er kenne fortan keine Parteien mehr. Und das wurde so verstanden, als habe sich die Nation jenseits aller Interessenkonflikte heroisch geeint. In einer weit verbreiteten Rede über *Krieg und Kultur* faßte der Jurist Otto von Gierke zusammen, welche innenpolitischen Feinde die neue, militaristisch erzwungene Einigung zu überwinden gedachte: den „entmannenden“ Pazifismus, den ideenfeindlichen Materialismus, Parteien- und Klassenkampf, das „Erbübel“ des Kosmopolitismus und Internationalismus. Viele, viel zu viele Akademiker empfanden wie Gierke. Für sie hatte der Krieg, neben der innenpolitischen Einigung, das Ziel, Deutschland zur kulturellen Weltmacht – Gierke: „zum Träger der Weltkultur“ – zu erheben.

5

Der Krieg, den deutsche Staatsmänner von Anfang bis Ende mit dem Ziel führten, die Monarchie über die Demokratie siegen zu lassen (Fischer 1979a, 543), endete zwar mit der Selbsterstörung dieser Absicht. Aber der deutsche Militarismus überlebte die militärische und politische Niederlage.

Dieselben Universitätslehrer, die 1914 Militär- und Wissenschaftsgeist identifiziert hatten, erklärten im November 1918, wenige Tage nach der Ausrufung der Republik und dem Waffenstillstand vom Compiègne, sich „bedingungslos in den Dienst der Ordnung“ stellen zu wollen, ohne jedoch die „Anhänglichkeit an die glorreichen Traditionen des bisherigen Staates“ zu verleugnen (*Aufrufe*, 238). Die Universitätslehrer sprachen damit etwas aus, was der alte Beamtenapparat in seiner Mehrheit unterschreiben konnte. Und dieser Apparat rettete die Macht preußischer Traditionen über die Novemberrevolution hinüber in die junge und unerfahrene Demokratie. Folgenreicher noch für den Fortbestand obrigkeitshöriger Gesinnung war die Rolle jener Freikorps, deren Gewalttaten der Heidelberger Statistiker Emil J. Gumbel so genau registriert hat. Diese von kaiserlichen Offizieren geführte Freiwilligenarmee wurde zur stärksten Belastung für die Republik und zur mörderischen Bedrohung für die politisch organisierte Arbeiterschaft.

Bis heute kolportiert die Handbuch-Geschichtsschreibung die Meinung, Weimar sei an den Versailler Verträgen gescheitert. Von der „Kontinuität der Machtstrukturen in Deutschland“ (Fischer 1979b) ist kaum die Rede. Schon im Sommer 1920 – wenige Monate nach dem von den Freikorps getragenen Kapp-Putsch – fiel die Entscheidung gegen eine sozialdemokratische Mehrheitsregierung: Sieger der Reichstagswahlen waren die Deutschnationalen und konservativen Splittergruppen – „eine Katastrophe für die Weimarer Republik“ (Rosenberg, 1970, 99).

Gegen dieses Bündnis der alten Eliten brachten republikanische und pazifistische Kräfte in den Jahren zwischen 1920 und '24 nur eine brüchige Allianz auf die Beine. Der Pazifismus blieb beim beschriebenen Stand der Dinge ohnehin die Sache einer stets angefeindeten Minorität. Darüber konnten auch nicht die zeitweise sehr gut besuchten Friedenskundgebungen hinwegtäuschen. Wie überall war der Pazifismus in Deutschland abhängig von den Bewegungen der Innenpolitik. Doch feindseliger als hier standen sich ideologische Gegner nirgendwo gegenüber. Deshalb reicht es nicht aus, im deutschen Pazifismus allein den Zweck der Kriegsverhinderung zu sehen. Er war auch ein Versuch, die Deutschen vom Unsinn jener „soldatischen Moralität“ zu befreien, für die sie nicht nur die Vernunft, sondern auch das Leben hinzugeben bereit waren.

Doch die überwiegende Mehrheit war nicht willens, die alten ideologischen Fesseln abzustreifen. Die sog. öffentliche Meinung hielt es – auch in den Jahren der Stabilisierung 1924–28 – mit dem konservativen Mittelstand, der, sobald die ökonomische Depression drohte, vehement nach rechts abrutschte. Was die Deutschen vom Pazifismus hielten, das konnte man im Jahr des Briand-Kellogg-Paktes, der den Krieg moralisch verwarf, in der Neubearbeitung von *Meyers Lexikon* (1928) nachlesen: Die „von den Linksparteien unterstützten deutschen Pazifisten haben naturgemäß den Kriegs- und Siegeswillen zu schwächen versucht.“ Da war sie wieder, die „Dolchstoßlegende“, die von der Reaktion erfunden worden war, um die Opposition des Verrats bezichtigen zu können. Ein Jahr nach dem Kriegsächtungspakt zerfiel das deutsche Friedenskartell. Den mühsamen Versuch, sich vom Militarismus zu emanzipieren, hatte die heraufschwemmende Remilitarisierung zur Strecke gebracht.

## 6

Die heutige Friedensbewegung ist eine junge Bewegung. Darin liegen Gefahr und Chance zugleich. Denn es reicht nicht aus, euphorisch den spontanen Anschluß an eine Massenbewegung zu suchen. Die Idee des Pazifismus verlangt mehr. Sie ist im Kern gegen jede Begeisterung, gegen leidenschaftliche Gefolgschaft gerichtet. Will diese doch stets bejahen. Das pazifistische Denken aber muß in erster Linie verneinen lernen. Wo es politisch gefordert ist, hat es den taktischen Kompromiß zu suchen, ohne an Urteilsschärfe einzubüßen.

Politisch besaß die deutsche Friedensbewegung zwischen den Weltkriegen nie die Möglichkeit, auch nur annähernd ähnliche Erfolge zu verbuchen, wie das *Council of Action* der englischen Arbeiter gegen den Krieg. Bürgerlich-demokratische, linksliberale und sozialistische Fraktionen innerhalb des organisierten Pazifismus zerstritten sich über Fragen wie die nach der deutschen Kriegsschuld, nach der Verständigung mit Frankreich (Problem des Versailler Friedens) und der Rolle der Reichswehr. Folge war die innenpolitische Selbstparalyse, von Ossietzky 1924 in der Zeitschrift *Das Tagebuch* scharf aufs Korn genommen:

„Der deutsche Pazifismus war immer illusionär verschwärmt, gesinnungsbesessen, argwöhnisch gegenüber den Mitteln der Politik, argwöhnisch gegen die Führer, die sich dieser

Mittel bedienten. Er war Weltanschauung, Religion, Dogmatik, ohne daß sich etwas davon jemals in Energie umgesetzt hätte“ (Ossietzky, 1982, 47).

Schon früh war deutlich geworden, wie gebrechlich ein pazifistisches Bündnis zwischen den unterschiedlichen Gruppen sich ausnehmen mußte. Auf dem Braunschweiger Kongreß der Deutschen Friedensgesellschaft (DFG) vom September 1920 forderte Kurt Hiller, ein Aktivist der frühesten Stunde, Abschaffung der Reichswehr per Gesetz. „Hillers Dienstverweigerungsresolution“, so notierte ein prominentes Mitglied der DFG (Kessler, 1971, 237), „hat alles gegeneinandergehetzt. Fast wäre die Friedensgesellschaft auseinandergeflogen.“ Die Resolution wurde zurückgewiesen, aber ihr Inhalt sorgte für lang anhaltende Konflikte innerhalb der pazifistischen Fronde. Hiller begründete seine Forderung mit einem waghalsigen Argument: Die „Heiligkeit des menschlichen Lebens“ sei höher zu veranschlagen als „die Ordnung des Rechts“ (Hiller, 1983, 12f.). Diese extreme Forderung, die auch heute von manchen Kriegsgegnern zu hören ist, höhlt den Gedanken einer vertraglich abgesicherten Friedensordnung aus. Friede um jeden Preis? Wer damit einverstanden ist, muß auch bereit sein, einen Gefängnisstaat zu akzeptieren, der sein Leben schützt.

Zu neuen Zerwürfnissen kam es zur Zeit des „Ruhrkampfes“ (1923). Die Geschäftsleitung der DFG unter Ludwig Quidde befürwortete den passiven Widerstand gegen den Einmarsch französisch-belgischer Truppen (Donat, 1981). Sie ging von der Unrechtmäßigkeit der Versailler Verträge aus und verteilte die Kriegsschuld auf die europäischen Nationen. Dagegen erklärten sich die radikalen Pazifisten Friedrich Wilhelm Foerster und Fritz Küster, die Deutschlands Annektionspolitik vor 1914 und vor allem den preußischen Militarismus als Verursacher des Weltkriegs erkannten. Sie wurden nicht müde, in ihrem Organ *Das Andere Deutschland* die latente, Ende der 20er Jahre wieder hoffähig gewordene militaristische Gesinnung anzuprangern und die pünktliche Erfüllung des Versailler Vertrags zu fordern, da dieser von ihnen als Folge eines vom Deutschen Reich inszenierten Angriffskriegs betrachtet wurde. Die Auffassungen Küsters und Foersters, die an den Idealen von 1789 anknüpften, setzten sich in der DFG schließlich durch. Das führte folgerichtig zu einem starken Rückgang der bürgerlichen Mitglieder, und zur innenpolitischen Kompromittierung. Ihre Warnungen vor dem Faschismus wurden hartnäckig in den Wind geschlagen.

*Das Andere Deutschland* war, nachträglich betrachtet, im Recht. Daher gehört es zu den traurigsten Kapiteln der historischen Friedensbewegung, daß national gesinnte Pazifisten wie Hiller, der darin von Ossietzky unterstützt wurde, publizistisch den Kampf gegen die DFG aufnahmen, nachdem diese auf Küsters Linie eingeschwenkt war. Die Pazifisten selbst sahen sich in einen in den eigenen Reihen tobenden Gesinnungskrieg verwickelt – Ossietzky sprach sarkastisch von Blutbädern, Sperrfeuern und „Absäbelung von Führerköpfen“. Gegenseitige Denunziationen lieferten der reaktionären Presse den Stoff für Gegenpropaganda und der staatlichen Justiz Anlässe zur Verfolgung führender Mitglieder wegen – wie das „Delikt“ damals hieß – „publizistischen Landesverrats“.

Mit beidem, mit Politik und Jugend, tat sich der deutsche Pazifismus der Weimarer Jahre schwer. Die Jugend hielt entweder am Geist der Väter fest. „Hier glaubt



eine Jugend in Zukunft zu schreiten,“ schrieb 1919 Ernst Bloch, „aber das Gesicht steht ihr im Nacken, und der Troß des jungen Durchschnitts folgt, wider alle Natur, einer cum infamia verendeten Tradition“ (Bloch, 1970, 65). Oder sie verfiel dem Haß. Heinrich Mann, der aus humanistischer Gesinnung das Hoffen nie aufgab, machte die Kriegserfahrungen für den Radikalismus und Terror verantwortlich, an dem nicht wenige Jugendliche der zwanziger Jahre beteiligt waren. Protest gegen die verlogene Autorität, ökonomischer Leichtsin, Geschichts- und Zukunftslosigkeit brachten, so diagnostizierte er, viele der Jungen dazu, sich extremistischen Anschauungen und Aktionen anzuschließen (Mann, 1929).

7

„Jünglinge stehn in Universitäten  
Und Söhne auf, die ihre Väter hassen,  
Der Schuß geht los. In ausgedörrten Städten  
Minister nicht mehr an den Tafeln prassen.“

So dichtete Walter Hasenclever, der 24jährig als Freiwilliger in den Krieg gezogen war, von den Kriegserlebnissen zu pazifistischen Gedanken getrieben, schon 1916. Der Dichter sollte zum „Führer“ einer neuen, friedlichen Gesellschaft werden:

„Nicht Kriege werden die Gewalt vernichten.  
Stellt Generäle an auf Jahrmarktsfesten.  
Dem Frieden eine Stätte zu errichten,  
Versammelt sind die Edelsten und Besten.“ (Menseitsdämmerung, 216)

Doch blieb der politische Dichter mit pazifistischer und antimilitaristischer Gesinnung ohne große Gefolgschaft. Ohnehin stand, wer mit Mitteln der Kunst den Krieg brandmarken wollte, vor einem Dilemma.

Nicht nur hatten sich zahlreiche junge Künstler und Schriftsteller – um nur einige zu nennen: Otto Dix, George Grosz, Kokoschka, Edlef Köppen, Rudolf Leonhard, Hermann Hesse, Ernst Toller – freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Von den Schreckens- und Vernichtungsbildern der Schlachten und ihrer Folgen ging eine zugleich furchtbare und betäubende Sinnlichkeit aus, der sich die erfahrungshungrigen Geister unter ihnen nicht verschlossen. Das bezeugen nicht nur die unmittelbar unter dem Eindruck der neuen Erfahrung entstandenen Werke. Manche Selbstaussagen dokumentieren eine Erregung, die mit der Empörung des Pazifisten nichts gemein hat. Der freiwillige Sanitätssoldat Max Beckmann schrieb am 24. Mai 1915 an seine Frau: „Es handelt sich [...] nicht darum, daß ich gewissermaßen als Historiker diese Angelegenheit mitmache, sondern, daß ich mich selbst in dieser Sache einlebe, die an sich eine Erscheinungsform des Lebens ist, wie Krankheit, Liebe oder Wollust. Und genau so, wie ich ungewollt und gewollt der Angst, der Krankheit und der Wollust, Liebe und Haß bis zu ihren äußersten Grenzen nachgehe – nun, so versuche ich es eben jetzt mit dem Kriege. Alles ist Leben, wunderbar abwechslungsreich und überreich an Einfällen, überall

finde ich tiefe Linien der Schönheit im Leiden und Ertragen dieses schaurigen Schicksals“ (zit. nach Haxthausen 1984, 73).

Beckmann hat versucht, unter äußerster Anspannung des Erlebnisrisikos, diese Grenze immer weiter hinauszuschieben und sich durch künstlerische Produktivität vor Selbstverlust zu schützen. Im Sommer 1915 schlug seine Begeisterung um: Er erlitt einen psychischen Kollaps und wurde beurlaubt.

Beckmann stand mit seiner ambivalenten Haltung nicht allein. Am 2. August 1917 veröffentlichte Hermann Hesse in der *Frankfurter Zeitung* einen offenen Brief an die Adresse der Pazifisten. Die Worte der „Friedensleute“, schrieb er, waren „zwar gut, zwar edel, zwar einwandfrei, aber es floß nicht der Strom des Lebens in ihnen.“ Dieses „Leben“ fand er im Krieg: „All dies war Wirklichkeit, war greifbare, strotzende Welt, [...] oft schön, oft furchtbar häßlich, aber glaubhaft, wirklich, real.“ Es ist eigentümlich, wie dieser Vitalismus sich insgeheim mit dem Lebensbegriff pazifistischer Autoren verband. Hillers dogmatische Forderung, das „Recht auf Leben“ über politische Rechtsformen zu stellen, wird jedoch von Hesses Vision einer von Politik „befreiten“ Lebensform noch übertroffen, deren Spuren er im *Demian* (begonnen 1917) angedeutet hat.

Auch dort, wo Kunst und Literatur nicht visionär eine andere Realität beschwören, sondern eine Abbildbeziehung zum Kriegserlebnis favorisieren (Renn, Dix), ist die Rezeption nicht auf eine einzige Werthaltung festzulegen. Es ist wie mit der Beschreibung einer jeden äußerlichen Gewalt. Sie ruft Erregung hervor und bleibt daher unempfindlich gegenüber dem Urteilsgesichtspunkt, der Wahres und Unwahres zu unterscheiden sucht. Deshalb trifft die oft gehörte Kritik, in diesem oder jenem Werk würden die Kriegursachen vernachlässigt, nicht den Kern des Problems. Die Frage muß lauten: Sind Bilder oder Kriegserzählungen überhaupt die rechten Mittel, Betrachter und Leser von latenter oder offener Zustimmung zum Krieg abzubringen?

Edlef Köppen erzählt in seinem die Erinnerung beschwörenden *Heeresbericht* (1930), wie zwei deutsche Artilleristen die Ankunft ihrer Geschütze erwarten. Das Gelände, das die von Pferden gezogene Batterie überqueren muß, liegt unter schwerem feindlichen Artilleriefeuer:

„Ein elementares Pferderennen ist gestartet. Die Arena öffnet sich, römisches Kampfspiel modernisiert, Typ 1916: vorstoßen auf das befohlene Ziel, mit Wucht, die ausschließlich den Tod brechen kann. Die Wand klafft auf, schließt sich, die Tücher der Vorhänge sind wieder herabgelassen. Die Kampfwagen stehen in der Arena. Das Zeichen zum Beginn der Wettfahrt scheint gegeben. In der ganzen Arena an Zuschauern nur zwei Menschen: ein Hauptmann Siebert, ein Unteroffizier Kern. Die Augen hin und her gerissen von einem Gespann zum nächsten. Die Körper vorgebeugt. Die Arme gestikulierend. Die Gedanken zusammenschießend: Wer macht das Rennen? Wer siegt? Wer bleibt am Platze? [...] Vier Gespanne auf gleicher Höhe. Rechts und links von ihnen steigen gewaltige Ehrenportalen gegen den Himmel, immer wieder, schwarze Säulen, flammende Kandelaber. Durch solche Tore jagen die Gespanne nach vorn. Die beiden Zuschauer sagen kein Wort ...“ (*Heeresbericht*, 1982).

Es ist klar, was hier geschieht. Die Perspektive des Zuschauers ist die des Lesers,

der in spielerischer Weise seine Aufmerksamkeit dem dramatisch Erzählten zuwenden kann. Hier ist die Metaphorik des sportlichen Wettkampfs nicht einmal falsch gewählt. Sie deckt sich mit der Kriegsauffassung des Offiziers, die Ernst Jüngers Tagebücher dokumentiert. Allenfalls ließe sich einwenden, daß diese Sicht der Dinge um 1930 nur noch einen Anachronismus festhielt. Denn die Kriegstechnik hatte den Köhlerglauben an heroische Bewährungsabenteuer ad absurdum geführt.

Köppen hat das Problematische der fiktionalen, aber pazifistischen Kriegserinnerung wohl erkannt. Montagen öffentlicher und regierungsamtlicher Militarismusphrasen sind in die Erzählung eingestreut, die auf die Unvereinbarkeit der wechselnden Erfahrungen mit einem Gemisch unterschiedlicher Darstellungsformen antwortet. Gleichwohl spürt man etwas Unbefriedigendes in solchen Versuchen. Ein zeitgenössischer Kritiker von Remarques *Im Westen nichts Neues* hat sein Unbehagen auf die polemisch überspitzte Formel gebracht: „Remarques Buch enthält, statt des rationalen Ideals des ewigen Friedens (das radikale Esel für eine Kirchhofsdevisen ansehen), nur geschickt mit pazifistischen Seufzern montierten Militarismus“ (Mynona, 1931, 17).

Läßt man den Lesern die Freiheit, nach Lust und Laune über das Gelesene zu urteilen, so verbieten sich Normen. Andererseits ist es Aufgabe des Kritikers, die Willkür der literarischen Urteile zu beschränken. Nun bleibt aber auch der Polemiker die Antwort auf die Frage schuldig, wie denn eine gelungene Antikriegserzählung auszusehen hätte. In den heftigen Kritiker-Kontroversen um *Im Westen nichts Neues*, an denen sich neben Mynona auch Tucholsky und Robert Neumann beteiligten (Kuxdorf, 1980), sind die umkämpften Maßstäbe nicht wirklich ästhetischer Natur gewesen. Es ging vielmehr, wie Robert Neumann schrieb, um die „Solidarität aller guten Geister“ – also um politische Argumente. Diese bezogen sich jedoch nicht auf den Gehalt des Romans, sondern auf die Haltung der Leser.

Für viele Autoren und Künstler der Weimarer Republik war das politische Engagement für Frieden und gegen Militarismus das Gebot der Stunde. Das zeigten sie nicht nur in ihrer Arbeit für pazifistische Organisationen. In den Formen, die sie als Künstler beherrschten, suchten sie nach dem Ausdruck, der ihrer Gesinnung gemäß war und den Betrachter ansprach. Diese Tendenzkunst ist aber nicht allein an den pragmatischen Kriterien politischer Taktik zu messen. Denn ihre Spitze richtete sich vor allem gegen die militaristische Verkehrung ethischer Werte. Arnold Zweig erzählt in seinem Roman *Der Streit um den Sergeanten Grischa* (1927) mit der Geschichte des „Helden“, eines russischen Kriegsgefangenen, auch die Geschichte vom Zerfall des Rechts und der Moral und vom vergeblichen Widerstand. Leonhard Franks Erzählungen in *Der Mensch ist gut* (1917/18 entstanden) führen mit expressionistischem Pathos die Opfer vor: den Vater, der den Sohn verlor, die Kriegswitwe, den verkrüppelten Soldaten. Frank malt die Vision der Massenerhebung gegen den Krieg, die aus dem Leid kommt, das dieser verursacht. Den Aufstand der geschundenen Kreatur gegen den Militarismus verbindet er nur an wenigen Stellen mit Kritik an den Schlagwörtern der soldatischen Moral. Aber der Aufbruch aus der alten, kriegsbesessenen Gesell-

schaft bleibt „Ekstase“ und „Gefühlssturm“, er trägt die Züge des religiösen Massenwahns:

„Die wollen Frieden machen!“ Die Wirtshäuser entleerten sich. Werkstätten, Baustellen entleerten sich. Transmissionen standen still. Eine Abteilung Soldaten unter Gewehr wurde mitgerissen. Gesänge der Liebe ertönten im Marschtempo. Kranke stiegen aus den Betten, schlepten sich ans Fenster. Kilometerlange Linien von Frauen, schräg bewegt, trieben aufeinander zu, stießen zum Zuge. [...] Die ganze Stadt war aufgestanden und schrie ein Wort: ‚Friede!‘ Das so gesprochene Wort wurde zu vieltausendstimmigem, gewaltigem Gesänge. Alle Kirchenglocken läuteten“ (Frank 1983, 20).

Aus den schrillen Tönen der Anklage läßt sich noch der Wunsch heraushören, der Sprache eine missionarische Kraft zuzutrauen, die das Gute im Menschen aktiviert. Aber diese Sprachkraft steht auch dem Mißbrauch offen. Die stillen Bilder der Angst und der Trauer, die Käthe Kollwitz entwarf, erscheinen uns heute weitaus humaner als der ekstatische Schrei. Sie setzen sich nicht über die Grenzen hinweg, die dem historischen Pazifismus gezogen waren, sondern sind Zeichen ihres Eingedenkens. Die Sprache dieser Bilder läßt keine billige Hoffnung zu. Vielmehr ermahnt sie den Betrachter, aus den Ängsten, die ihm die militaristische Gewalt zufügt, zu lernen.

Die Angst vor dem Mißerfolg und der Niederlage des pazifistischen Emanzipationsversuchs hat die Bewegung nie verlassen. Sie war berechtigt. In der Dämmerung des Untergangs erschien bereits, als Vorbote der kommenden NS-Diktatur, die promilitaristische Kriegsliteratur der Beumelburg, Jünger, Schauwecker und Zindler in hohen Auflagen. Sehr früh hatte Hugo Ball, zwischen Hoffnung und Ahnung hin- und hergerissen, notiert: „Man wird einmal einräumen müssen, daß wir sehr höflich, ja rührend reagierten. Die grellsten Pamphlete reichten nicht hin, die allgemein herrschende Hypokrisie gebührend mit Lauge und Hohn zu begießen“ (Ball, 1927, 101).

Gewiß, den *Candide* gegen die Zeit vermochte damals niemand zu schreiben. Hätte es etwas genützt? Kunst und Literatur sind schlechte Erzieher, das haben die Intellektuellen der Weimarer Jahre immer wieder schmerzlich erfahren müssen. Die Bereitschaft des Denkens, in das gefährliche Lied der Gewalt einzuwilligen, ist nicht auf dem Umweg über die Bilder der ästhetischen Fantasie zu brechen. Und doch sind diese ein Ort der Freiheit. Denn ihr Wahres widersteht dem Dogmatismus, der das Denken zu zwingen sucht und an Gehorsam und Fanatismus, diese Helfer des Kriegsgeistes, gewöhnen möchte. In den Künsten ist etwas von dem Selbstwiderspruch enthalten, der jeden lebendigen Geist mit dem Prädikat des Humanen auszeichnet; Ja und Nein liegen in ihnen eng beieinander. Darin, und nicht in einer vermeintlichen Überredungskraft ist ihr Vorzug gegenüber dem Sollen zu sehen, das die politische Raison braucht, um tätig werden zu können.

#### *Literatur:*

Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg. Hg.v.K.Böhme. Stuttgart 1975

Hugo Ball: Die Flucht aus der Zeit. München/Leipzig 1927

- Carl Bleibtreu: Das Heer. Frankfurt a.M. 1910
- Ernst Bloch: Politische Messungen: Pestzeit, Vormärz. Gesamtausg. Bd. 11. Frankfurt a.M. 1970
- Helmut Donat: Die radikalpazifistische Richtung in der Deutschen Friedensgesellschaft (1918–1933). In: K. Holl/W. Wette (Hrsg.): Pazifismus in der Weimarer Republik. Beiträge zur historischen Friedensforschung. Paderborn 1981, S. 27–46
- Fritz Fischer: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18. Königstein/Ts <sup>2</sup>1979a
- Fritz Fischer: Bündnis der Eliten. Zur Kontinuität der Machtstrukturen in Deutschland 1871 – 1945. Düsseldorf 1979b
- Leonhard Frank: Der Mensch ist gut. Würzburg 1983
- Michael Geyer: Militarismus II. 4-III. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 4. Stuttgart 1978. S. 28–44
- Charles W. Haxthausen: Der Erste Weltkrieg – Katalysator eines Neubeginns? In: Max Beckmann – Retrospektive. Hg. v. C. Schulz-Hoffmann/J.C. Weiß. München 1984. S. 71–81
- Kurt Hiller: Politische Publizistik von 1918–33. Hg. v. St. Reinhardt. Heidelberg 1983
- Ernst Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis (1922). Werke, Bd. 5. Stuttgart o.J.
- Harry Graf Kessler: Tagebücher 1918–1937. Hg. v. W. Pfeiffer-Belli, Frankfurt a.M./Wien/Zürich 1971
- Edlef Köppen: Heeresbericht. Reinbek b.H. 1982
- Manfred Kuxdorf: Mynona versus Remarque, Tucholsky, Mann and Others: Not so Quiet on the Literary Front. In: The First World War in German Narrative Prose. Edd. Ch. N. Genno/H. Wetzel. Toronto/Buffalo/London 1980. S. 71–92
- Heinrich Mann: Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge. Berlin/Wien/Leipzig 1929
- Thomas Mann: Essays 2: Politische Reden und Schriften. Hg. v. H. Kurzke. Frankfurt a.M. 1977
- Robert Musil: Gesammelte Werke, Bd. 8. Reinbek b.H. <sup>2</sup>1981
- Mynona (eig. Salomo Friedländer): Der Holzweg zurück oder Knackes Umgang mit Flöhen. Berlin/Leipzig 1931
- Carl von Ossietzky: Rechenschaft: Publizistik aus den Jahren 1913–1933. Hg. v. B. Frei. Berlin/Weimar <sup>2</sup>1982
- Kurt Pinthus: Menschheitsdämmerung (1920). Ein Dokument des Expressionismus. Hamburg 1982
- Ludwig Quidde: Caligula. Schriften über Militarismus und Pazifismus. Hg. v. H.-U. Wehler. Frankfurt a.M. 1977
- Arthur Rosenberg: Geschichte der Weimarer Republik. Frankfurt a.M. <sup>11</sup>1970
- Ernst Stadler: Der Aufbruch. Gedichte. Leipzig 1914
- Hans-Ulrich Wehler: Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918. Göttingen <sup>2</sup>1975